

Ba
44



1905. Pon. 53

OTTO LOTH.

EIN GEDENKBLATT FÜR SEINE FREUNDE.

Von

Aug. Müller

1881.





OTTO LOTH.

EIN GEDENKBLATT FÜR SEINE FREUNDE.

1881.



OTTO LOHMEYER

Kâmil 772, 3—5.



1881



Heidnische Lebensweisheit und christliche Weltanschauung sind in einem Punkte einig: in der Werthschätzung des Todes. Preist der griechische Dichter nächst dem Heile, nie des Lebens Lasten auf sich nehmen zu müssen, das als höchstes Glück, wenn sie den müden Schultern entgleiten, so haben wir an dem frühen Sarge unseres Freundes tröstend die Worte erklingen hören: *Dicit enim spiritus ut requiescant a laboribus suis, et opera eorum sequuntur ipsos.* Und doch sträubt sich das Herz auch des besonnenen Mannes gegen den Gedanken, dass er oder der ihm lieb ist von unvollendeter Arbeit abgerufen werde — mag er auch an sich selbst den Satz des Apostels vom Stückwerk alles menschlichen Wissens schon schmerzlich erfahren haben, und mag er für den Nächsten sich an das milde Wort des strengsten Philosophen mahnen, dass auf der Welt überall nichts gutes zu finden ist, es sei denn ein guter Wille. Wir ergeben uns in den Willen der Vorsehung; aber selbst der vollendetste Egoist unter allen Frommen des Alten Bundes ist in den Klageruf ausgebrochen: Es ist mir leid um Dich, mein Bruder Jonathan.

Heute eignet diesen Ausruf sich ein Freund Otto Loth's an, der alle jene Worte ernstlich bei sich erwogen hat, der ohnedem weiss, wie gleichgiltig das Herz des Heimgegangenen jedem Ehrgeiz ausser dem genauester Erfüllung übernommener Pflichten verschlossen war, und der es trotzdem nicht verwinden kann, dass der Mann aus unsrer Mitte hat scheiden müssen, den er, wie er meint ohne parteiische Voreingenommenheit, berufen hielt, in einem auf eingehendste Detailkenntnisse kritisch gegründeten, nach grossen historischen Gesichtspunkten organisch gegliederten Werke die Geschichte des arabischen Volkes für lange Zeit massgebend darzustellen. Heute ist diese Hoffnung dahin; aber in dem Wunsche jene meine Ueberzeugung auch dem weiteren Kreise der Freunde

Loth's zu begründen, lege ich ihnen zwei Bruchstücke vor, welche als Theile einer öffentlichen Vorlesung von ihm skizzirt waren und in seinem Nachlasse aufgefunden worden sind. Eine grössere Publicität wäre nicht im Sinne Loth's gewesen, dessen Feile besonders dem zweiten Fragmente fehlt: grade dies aber fortzulassen verbot die Wahrscheinlichkeit, dass es die letzten Züge der feinen Feder sind, welche seine vielleicht schon von den ersten Angriffen der heimtückischen und raschen Krankheit ermattende Hand hinwarf, mehr noch der Wunsch, den aufs deutlichste darin abgeprägten Adel seines Wesens noch einmal auf die wirken zu lassen, welche ihn im Leben gekannt haben. Hinzugefügt wird ausser einem Verzeichnis seiner Arbeiten nur ein kurzer Abriss seines Lebens mit wenigen Bemerkungen, welche eine Charakteristik des Mannes bezwecken, wie er allen entgegentrat; individuellem Empfinden wird Schweigen geboten, welches der Leser, je näher er Loth gestanden hat, um so besser verstehen wird.

Otto Loth wurde am 6. März 1844 als Sohn des K. Sächsischen Hofrathes Herrn Dr. Loth und der Frau Otilie Loth, geb. Karg zu Meissen geboren. Auf dem Progyrnasium derselben Stadt vorbereitet trat er zu Ostern 1857 in die altberühmte Fürstenschule zu St. Afra ein, an welcher er durch Graf die ersten Anregungen zu seinen späteren Studien erhielt. Diese nicht weniger als seine Landesangehörigkeit riefen ihn nach absolvirter Schulzeit zunächst nach Leipzig, wo er von Ostern 1863 bis ebenda 1866 als Schüler vorzüglich Fleischer's und Krehl's studierte; am 8. Mai 1866 promovierte er ebenda auf Grund der (bisher nicht gedruckten) Dissertation „Ueber Leben und Werke des 'Abdallah ibn el Mu'tazz.“ Der Sommer 1866 lockte ihn nach Heidelberg, dann aber ging er noch ein Jahr (1866—67) nach Berlin, um auch Rödiger's profunde Gelehrsamkeit auf sich wirken zu lassen.

Als ich im Winter 1867, selbst eben in den Anfängen meiner orientalischen Studien befindlich, den jungen Doctor kennen lernte, war er nicht allein bereits ein Gelehrter, dessen Wissen ich eher bewundern als würdigen konnte, sondern auch, wenn mich meine Erinnerung nicht allzusehr täuscht, in seinem Wesen und in seiner Erscheinung schon genau derselbe, als den wir ihn später geschätzt haben: ein ruhiger, höflicher, zurückhaltender Mann mit einer eigenthümlichen feinen Vornehmheit des Wesens, wie sie, frei von

jeder Absichtlichkeit und jeder Präntion, nur als ein beneidenswerthes Geschenk der Natur Wenigen verliehen wird. Ich war damals ein blutjunger Mensch mit leidlichem Eifer für die Studien und einer wie ich fürchte recht formlosen, wengleich gutmüthigen Art, Leuten die mir gefielen oder imponierten meine Bekanntschaft zu octroyieren. Ich weiss kaum, ob ich nicht bereuen soll, dass ich mir seitdem durch sogenannte Lebenserfahrung jene Manier habe abgewöhnen lassen; jedenfalls war Loth freundlich genug, sich von mir im Sommer 1868 zu gemeinsamer Moallakat-Lectüre in Beschlag nehmen zu lassen, d. h. mir ein Privatissimum zu halten, von dem er gewis wenig, ich sehr viel hatte, und daraus entwickelte sich ein täglicher Verkehr, der uns von Jahr zu Jahr fester zu wirklicher Freundschaft verknüpfte, gleichzeitig aber mich immer neue und immer gewinnendere Seiten seines Wesens kennen lehrte.

Denn wie diejenigen ihres Irrthums bald inne geworden wären, welche seine zurückhaltende, fast schüchterne Art des Auftretens als Zeichen unsicherer Schwäche misverstanden hätten, so barg die Ruhe seiner äusseren Haltung ein reiches inneres Leben, von dem er die, welche ihm nahe standen, Weniges, Andere gar nichts ahnen liess. Man wäre daher leicht versucht gewesen ihn für eine kühle Natur zu halten, hätte nicht jene Höflichkeit des Herzens, welche bei allen Gelegenheiten auch weniger intimen Bekannten entgegentrat, angedeutet, dass eine aufrichtige Theilnahme für seine Nebenmenschen ihm eigen war. Aber er hatte, in seinem innersten Wesen begründet, eine tiefe Abneigung gegen allen äusseren Schein, gegen alles Sich geltend machen wollen. Es hat nie einen wahrhaftigeren Menschen gegeben, nie einen Menschen, dem jeder Cant in religiöser, politischer und gesellschaftlicher, jede Reclame in wissenschaftlicher Beziehung so zuwider gewesen wäre, und der seinerseits weniger Neigung gehabt hätte, seine Person auf dem Markte des Lebens oder der Wissenschaft auszustellen. Während daher die unglückliche Sucht unserer Zeit, den Kampf ums Dasein mit allen Mitteln auch auf den Gebieten in Scene zu setzen, welche vermöge ihrer Richtung auf das Ideale von dem wüsten Getreibe eines schwindelhaften und daher werthlosen Ehrgeizes toto coelo geschieden bleiben müssten, leider auch unter uns Philologen immer mehr um sich greift, so dass neben jugendlichen Anfängern selbst bedeutende Gelehrte es nicht mehr verschmähen, mit eigener oder durch befreundete Hand die grosse Pauke zu rühren, oder durch

den verächtlichen Ton ihrer Angriffe gegen wissenschaftliche Gegner die eigne Grösse wirksam zu accentuieren, liess sich unser Freund niemals zu einem Hervortreten bewegen, welches nicht ein sachliches Interesse oder eine amtliche Pflicht gebieterisch gefordert hätte. Es ist in dieser Beziehung charakteristisch, dass er, Ostern 1874 befördert, sieben Jahre an der Universität Leipzig als Professor extraordinarius designatus gelesen hat, da er es nicht über sich gewinnen konnte, die öffentliche Antrittsvorlesung in der Aula zu halten, welche definitiv in das Amt einführt. Nicht die kleine Mühe, eine solche Vorlesung auszuarbeiten, sondern der durch die Gelegenheit gebotene Charakter eines *λόγος επιδεικτικός* war es, der ihm die Sache verleidete. In diesem Sommer endlich wollte er das lange Versäumte zu Stande bringen, aber in einer Weise, welche der populären Rede den Charakter eines Programms für seine wissenschaftlichen Arbeiten und einer Skizze der bereits ihm sicher gewordenen Resultate verleihen sollte: nun sind uns von dem allen nur ein Paar Blätter geblieben.

Was unser Freund wissenschaftlich bisher geleistet, sah er nur als Vorarbeiten zu seiner eigentlichen Lebensaufgabe an. In seiner Habilitationsschrift (13. März 1869) über Ibn Sa'd's Tabakât war er direct an dieselbe herangetreten, nachher ging er, theils durch äussere Umstände veranlasst, theils absichtlich, um seinen wissenschaftlichen Gesichtskreis nach allen Seiten zu erweitern, andere Pfade, die ihn jetzt eben zum Ausgangspunkte zurückführten. Tabari und Ibn Sa'd sollten, so scheint es, die Grundlage zu einer Geschichte der Entstehung des Islam bieten, für welche aber auch von allen andern Seiten her Material herbeigeschafft wurde. So haben sich in seinem Nachlass als Ergebnisse ausgedehnter Lectüre Sammlungen zur Geschichte des Christenthums und des Judenthums in Arabien vorgefunden, und er war dabei doch wieder von Nöldeke näher an Sprenger zurückgegangen, während seine Studien über Muhammed's Leben zu einer besonderen Werthschätzung von Muir's Werke geführt hatten.

Nicht minder fruchtbar aber, und zwar ebensowohl für sein Leben als für seine Studien, waren ihm jene Umwege geworden, die ihn von 1870—1872, äusserlich nach England, wissenschaftlich durch das ganze Gebiet der arabischen Litteratur, und dann wieder neuerdings, zum Studium des von ihm so hochgeschätzten Tabari, nach Constantinopel und Aegypten geführt hatten. Die Reise nach

England hat, wie mir scheint, die Eigenthümlichkeiten seines Charakters wie seiner wissenschaftlichen Richtung noch mehr ausgeprägt. Der grosse Zug des weltstädtischen Lebens und die leichten Zugangs entbehrende, den zögernd aufgenommenen Gast aber um so zuverlässiger festhaltende Art des englischen Verkehrs waren ihm sympathischer, als die sogenannte deutsche Gemüthlichkeit und das unruhige und oberflächliche, oft kleinliche Treiben unserer Geselligkeit; die Freiheit, welche innerhalb weit gezogener, obwohl bestimmter Grenzen die Londoner Gesellschaft dem Einzelnen gewährt, bildete für ihn einen wohlthuenden Gegensatz zu der Gebundenheit des einer grossen Corporation angehörigen Universitätsmitgliedes, während ein fröhlicher Kreis deutscher Landsleute das Gefühl der Fremdheit nicht aufkommen liess. Der Ueberblick aber über die verschiedenen Richtungen der muhammedanischen Litteratur, den die Katalogisierung der arabischen Handschriften des India Office ihm einbrachte, kräftigte ihm den Sinn für reale und historische Aufgaben, einen Sinn, der unter uns jüngeren Arabisten eine Weile sich zu wenig wirksam gezeigt hat. Nicht als ob er die Nothwendigkeit und Heilsamkeit der formalen Schulung verkannt hätte, durch welche uns die grössten Arabisten des Jahrhunderts erst fähig machen mussten, die in früheren Jahren vielfach vorzeitig und eifertig bearbeiteten Partien der Geschichte und Alterthumskunde mit grösserer Schärfe und Gründlichkeit von Neuem anzugreifen. Im Gegentheil, er war durchaus der Ansicht, verachten dürfe die arabische Nationalgrammatik nur der, welcher sie bis auf die feinste Nukte sicher beherrsche; aber der formale, wie überhaupt jeder philologische Kleinkram war ihm verhasst, wenn er mehr als Mittel zum Zwecke zu sein beanspruchte. Grade in seinen letzten Jahren trat dieser Zug immer stärker bei ihm hervor; über das Handwerkszeug, welches er zu handhaben wusste wie wenige, hinweg hob sich sein Blick zu den höchsten Aufgaben der geschichtlichen Forschung.

Ihr gedachte er in der Folge seine ganze Kraft zu widmen, nachdem er einen grossen, wenn nicht den grössten Theil derselben von 1874 bis 1880 auf die Führung der Redaction der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft verwendet hatte. Wer mit ihm als Redacteur je zu thun hatte — und das ist ja die bei weitem grösste Zahl der deutschen Orientalisten — wird Gelegenheit erhalten haben, ausser dem vollendeten Tact und der höflichen Bestimmtheit, mit welcher er dieses dornenreiche

Amt führte, wieder die unglaubliche Peinlichkeit und Accuratesse zu bewundern, mit welcher er sich auch hier niemals genug thun konnte. Aber keiner hat das im Ganzen und Einzelnen so genau beobachtet, als ich, der ich seit Jahren die Zeitschrift corrigiere: ich pflegte ihm, unwillig dass er so viel seiner werthvollen Zeit auf die undankbarste aller Arbeiten verwendete, im Scherz vorzuwerfen, er halte sich, gemäss wörtlichster Interpretation des Titelblattes, persönlich verantwortlich für jede Dummheit, die irgend jemand in der Zeitschrift drucken lasse. Jedes von ihm angenommene Manuscript arbeitete er aufs genaueste durch, feilte nicht nur wo es nöthig war (was bei deutschen Gelehrten bekanntlich sehr häufig der Fall) am Ausdruck, sondern gab materielle Verbesserungen an oder sandte dem Verfasser sein Manuscript mit Angabe auszufüllender Lücken und zu tilgender Fehler zur Umarbeitung, bisweilen mehrmals, zurück. Und trotzdem er seines Amtes so auf das Gewissenhafteste wartete und manchem Autor misfälliges thun oder sagen musste, ist ein Vorwurf gegen seine Redactionsthätigkeit, so weit mir bekannt, nur einmal erhoben worden, ein Vorwurf überdies, den er sich seiner Natur gemäss begnügen durfte mit vornehmem Schweigen zu beantworten.

Als er, ermüdet von der sechsjährigen schweren Arbeit, vor 1 $\frac{1}{2}$ Jahren von der Redaction zurücktrat, wandte er sofort sein ganzes Sinnen und Arbeiten seiner Lebensaufgabe zu. Er war ihr bereits in jeder Weise gewachsen; was ihm allein noch fehlen mochte, um orientalisches Leben, Fühlen und Denken mit jener Fertigkeit des Anempfindens aufzufassen und darzustellen, die den Quellenforscher erst zur wirklichen Geschichtschreibung befähigt, eine lebendige Anschauung östlichen Volksthums, brachte ihm die Reise nach Constantinopel, Kairo und Damaskus, auf welcher er vom October 1879 bis Juni 1880 abwesend war. Aber auch diese Reise erwies sich ihm nicht weniger gemüthlich wohlthuend als wissenschaftlich fördernd, besonders als er in Kairo mit seinem lieben Freunde Spitta Monate zusammen verleben und gleichzeitig in der haltungsvollen Ruhe orientalischer Umgangsformen sich, ich möchte sagen, angeheimelt fühlen durfte. Eifrig studierte er dabei in den Handschriften des Darb el-gamâmiz, vor allem in dem Riesenwerke Tabari's. Wie er dazu kam, diesen Mann vor allen orientalischen Gelehrten zu achten, fast möchte ich sagen zu verehren, das wird man aus Loth's hinterlassener Abhandlung über

den tafsir ohne Mühe ansehen können. Selbstlos einem — gleichviel welchem — Ideal dienend, niemals eitler Ehre geizig, durch und durch wahrhaftig, zuverlässig und treu, wie er den Tabari schildert, war auch er selbst, und wenn wenig über ein Drittel der Lebensdauer des grossen muhammedanischen Theologen ihm beschieden gewesen ist, den Anspruch auf ein hohes Alter, welchen er zu Anfang seiner Abhandlung jenem zuerkennt, hätte auch er erheben dürfen. Die Vorsehung hat es anders gewollt; am 17. März 1881 ging er nach einem nur zweitägigen Krankenzustand heim.

„Da ich weiss, dass Du alle Dinge mit Sorgfalt untersuchst“ — so schreibt zu Anfang des 6. Jahrhunderts der fromme Josua Stylites an seinen Freund, den Archimandriten Sergius, welchem er die von ihm selbst erlebte Geschichte des Krieges zwischen dem Kaiser Anastasius und dem Perser Kawâdh erzählt — „so wird Deine Heiligkeit auch begreifen, dass dieser Krieg für die Araber beider Seiten eine Quelle grossen Gewinnes war, und dass sie in beiden Königreichen ihre Gelüste befriedigten.“ Man sieht, diese heiligen Männer waren gute Beobachter; die Machthaber in Ktesiphon und in Byzanz hätten von ihrer Einsicht Nutzen ziehen können. Nicht viel mehr als ein Jahrhundert war nach jener Wiederaufnahme des Kampfes zwischen Ostrom und Persien verflossen, als die beiden Reiche, durch fortgesetztes Sichzerfleischen zu Tode erschöpft, eine leichte Beute der Nachfolger jener Araber wurden, welche sie selbst als Werkzeuge der Verheerung und Plünderung gebraucht und gebildet hatten. Es ist ein einziges Schauspiel, welches die Geschichte in dem Ende des Krieges zwischen Heraclius und Chosroes darbietet: eine siegreiche und eine unbesiegte Armee bedrohten die beiderseitigen Hauptstädte; die Provinzen waren dem Gegner preisgegeben und schauerhaft verwüstet: der Friedensschluss ward beschleunigt durch eine Palastrevolution, welche den persischen Tyrannen stürzte und gleichzeitig die Auflösung des Sasanidenreiches einleitete; Heraclius aber hatte kaum mit dem wiedergewonnenen Kreuz seinen Einzug in Jerusalem gehalten, als die ersten Streifbänder, welche der Prophet von Medina aussandte, in Syrien erschienen, und wenige Jahre nach seinem Triumph wandte er seinen asiatischen Provinzen verzweifelnd den Rücken.

Der neue Sturm, welcher so plötzlich über Syrien und Babylonien hereinbrach, war aber längst zu erwarten: und wohl war es noch mehr die Ohnmacht als der Unverstand der beiden

asiatischen „Grossmächte“, dass von ihrer Seite so gut wie nichts geschah, um ihn rechtzeitig zu beschwichtigen. Raubzüge der Araber sind so alt wie die Geschichte; der seit dem Eindringen der hellenisch-römischen Macht in Vorderasien fast permanente Kriegszustand gab ihnen Nahrung und fortwährende Gelegenheit; und die Kühnheit und Gewaltsamkeit, mit welcher diese Unternehmungen ins Werk gesetzt, und die beinahe unglaublichen Entfernungen, auf welche sie ausgedehnt zu werden pflegten, mussten fast mehr noch als die jedesmal hinterlassenen Folgen die ernste Besorgniss der Culturstaaten erregen. Mit einer gewiss richtigen Politik hatte man auf beiden Seiten, römischerseits an der Ostgrenze des Culturlandes von Mittelsyrien, persischerseits an dem unteren Euphrat, die Bildung halbnomadischer Vasallenstaaten unter arabischen Dynastien, als das beste Bollwerk gegen die Einbrüche ihrer Stammgenossen, geduldet und gefördert, Araber gegen Araber dort ausgespielt; aber so eifrig sich die Ghassaniden von Syrien und die Lachmiden von Hira an den römisch-persischen Kriegen betheiligten, wo sie fast immer die Avantgarde der beiderseitigen Heere bildeten, so fanden sie, wie schon jene trefflichen Mönche bemerkten, hierbei vor allem ihre eigene Rechnung, und ihr in diesen Kämpfen grossgezogener Unternehmungsgeist steigerte sich gelegentlich bis zur wirklichen Unbotmässigkeit. Die Ghassaniden von Syrien z. B., welche sonst gute Söhne der Kirche waren, nahmen sich in der Zeit der christologischen Streitigkeiten der vom Kaiser verfolgten Monophysiten in der offensten Weise an; ihr Stammhaupt, der „hochpreisliche Patrikios“ Harith und später dessen Sohn Al-Mundhir begaben sich zu diesem Zwecke selbst nach Constantinopel, und das Auftreten namentlich des ersteren muss so energisch gewesen sein, dass man nachher noch den schwachsinnigen Kaiser Justin II mit seinem Namen zur Ruhe bringen konnte. Die Dynastie von Hira, welche namentlich unter dem fürchterlichen Al-Mundhir den Persern die besten Grenzdienste geleistet hatte — wenn man Streifzüge, die vom Euphrat bis Antiochien und weiter gingen, noch so nennen kann — musste endlich wegen zunehmender Unbotmässigkeit und Unzuverlässigkeit abgesetzt und damit die Schutzmauer gegen Arabien von den Persern eigenhändig vernichtet werden, grade zur Zeit als der letzte für sie so ruinirende Kampf mit Rom begonnen hatte.

Nicht weniger verhängnissvoll aber war der Einfluss, welchen diese „Phylarchen“, wie man sie in Byzanz nannte, auf die No-

madenstämme der Wüste und des inneren Arabiens ausübten, indem sie diese theils als Bundesgenossen oder als Söldner heranzogen und so in den Krieg im grösseren Stil einführten, theils aber auch bei ihnen das Bedürfniss nach einer ähnlichen staatlichen Organisation wie die ihrige erweckten. Lange bevor Muhammed mit Ansetzung des starken Hebels der Religion diesem Bedürfnisse in ungeahnter Weise nachkam, schon im 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, wuchs in Ostarabien plötzlich eine Macht empor, welche durch ihre Herkunft, ihre Unabhängigkeit und ihr kühnes Eingreifen in den Kampf zweier Weltmächte das Nationalbewusstsein auf das Höchste befriedigte und erhob, ich meine die Dynastie von Kinda. Rasch, einem Meteor gleich, wie sie am politischen Himmel auftauchte, sank sie zwar wieder hinweg; aber der Glanz, den sie um sich verbreitet hatte, ging in der Erinnerung des Volkes niemals unter. Dunkel ist ihr Ursprung, aber auf dem Höhepunkte ihrer Macht ist sie von einer dreifachen Geschichtsüberlieferung wiedergespiegelt, und ihr Untergang knüpft sich an die Person des ersten und grössten arabischen Dichters.

Angeblieh von Südarabien ausgehend und geführt von der Familie Akil al-murâr, welche sich der Verwandtschaft mit dem himjarischen Königshause rühmt, setzt sich der Stamm Kinda im östlichen Theile von Mittelarabien, in Nedschd und Jemâma fest und schart die frischen und kräftigen Stämme, welche den gemeinsamen Namen Ma'âdd führen, mit der Aussicht auf Beute unter seine Fahnen. Die Schwäche der persischen Regierung unter Peroz und Kawadh lockt sie nach dem Euphrat vor, wo sie ein enges Bündniss mit dem mächtigen und schon civilisirteren Stamme Bekr-Wâil (den „Skeniten“ der Byzantiner) schliessen. Dieser Stamm, richtiger die ihn damals vertretende Gruppe Thá'laba, wird nun gleichsam zur Hausmacht der Kinditen; eine Tochter des leitenden Hauses Muhallim vom Stamme Scheibân heirathet den kinditischen Fürsten 'Amr, ein anderer Unterstamm der Thá'laba Namen Sadûs übernimmt als eine Art Majores domus die Leitung der Angelegenheiten des nunmehr königlichen Hauses. Gestützt auf eine solche Hausmacht, und mit den Stämmen Centralarabiens im Gefolge, behauptete die Dynastie der Kinda den arabischen Vicekönigen von Hira gegenüber eine unabhängige Stellung und schob sich zwischen sie und die südliche Grenze des römischen Reiches. Mit Al-Hârith (oder Arethas), dem Sohne des 'Amr und der Tha'labitin, erreicht die Macht der Kinditen ihren Gipfelpunkt:

unter Führung seiner Söhne Hodschr und Ma'dikárib gehen Raubzüge weit in die syrischen Provinzen, und als der Krieg zwischen Persien und Rom ausbricht, hält es Kaiser Anastasios vor allem nöthig, sich dieses Gegners zu entledigen. Ein Gesandter (der Grossvater des Nonnosus) geht im Jahre 503 zu Al-Hârith und schliesst mit ihm einen Vertrag, welcher dem Kaiser vermuthlich viel kostete; aber von nun an genoss, wie unser byzantinischer Gewährsmann berichtet, ganz Palaestina, Arabia und Phönike auf einmal tiefe Ruhe und Frieden. Al-Hârith war für das römische Bündniss gewonnen, und unverzüglich begann er ganz auf eigene Hand Schläge gegen die andere Seite zu führen. Noch in demselben Jahre 503, erzählt der syrische Stylit, machten die römisch gesinnten Araber, das sogenannte Haus Thá'laba, einen Vorstoss gegen das verwaiste Hira, dessen König No'mân fern in Mesopotamien auf Seiten der Perser focht. Der Erfolg war dem Raschen günstig. Nach No'mân's bald darauf erfolgtem Tode geriethen die Verhältnisse des kleinen Grenzstaates in volle Verwirrung; der Kindite wurde zum unumschränkten Gebieter in jenen Gegenden, die Stadt Hira selbst besetzte er jedoch nicht, sondern blieb dem Nomadenleben getreu. Wie lange der kühne Condottiere sich auf dieser gefährlichen Höhe behauptete, erfahren wir nicht genau. Durch den Frieden aber, welcher im Jahre 506 zwischen den zwei Grossmächten geschlossen wurde, musste seine Stellung innerhalb des persischen Machtbereiches unhaltbar werden. Dazu kam, dass in Hira der thatkräftige Al-Mundhir, dessen fünfzigjährige Regierung noch ein Schrecken für die römische Welt werden sollte, die Zügel ergriff und das Ansehen der alten Dynastie wieder befestigte. Al-Hârith sah sich von seinen arabischen Bundesgenossen verlassen, und während seine Söhne sich in vergeblichen Versuchen die abtrünnigen Stämme zum Gehorsam zurückzuführen aufrieben, zog er sich selbst in den Schutz der römischen Grenzen zurück. Lange nachher (529 ?) sehen wir ihn auch von dort wieder verdrängt und flüchtig der späten Rache des Mundhir noch anheimfallen. Sein Ende wird noch tragischer dadurch, dass seine Tochter Hind sich in den Händen desselben Mundhir befand, als dessen Gemahlin; sie war eine fromme Christin und hat sich durch die Gründung eines Klosters verewigt, das ihren Namen trägt und in dem sie wahrscheinlich selbst ihr geprüftes Leben beschloss.

So stürzte das Haus Kinda von der Höhe herab, zu der es sich durch die Gunst der Verhältnisse und die Kühnheit seines Führers zeitweilig hinaufgeschwungen hatte. Stolz war die Rolle, die er gespielt als nationaler Parteigänger zwischen zwei kriegführenden Weltmächten, welche ihn fürchteten und um seine Freundschaft warben. Die Unsicherheit der Grundlagen seiner Macht und die byzantinische Politik brachten ihn zu Falle. Aber der grosse Justinian bewahrte ihm und seiner Familie ein zartes Andenken; nicht allein dass er sofort einen Rachezug gegen Al-Mundhir anordnete, auch kurz nachher, als er mit Persien einen neuen Krieg begann und die Fäden eines diplomatischen Netzes über die Welt ausspannte von den asiatischen Hunnen bis zu den Abessiniern, damit ihm auch die kleinste Hilfe nicht entgehe, vergass er auch den letzten der Akil al-murâr nicht, der als unstäter Flüchtling in Arabien lebte. Dies war Kaisos, der Phylarch der Chindener und Ma'addener, wie ihn die Griechen nennen; mit seinem vollständigen Namen Imruul-Kais (Rückert's Amrilkais) gehört er der Unsterblichkeit an. Er war der Enkel des Hârith; sein Vater Hodschr (*Ἰσχυρος*) hatte auf einem missglückten Raubzuge in Syrien früh geendet. Bei der Katastrophe seiner Familie entronnen, war er unerschrocken bemüht, die früheren Beziehungen seines Hauses in Arabien wieder anzuknüpfen, den alten Bund der Kinda und Ma'add zu erneuern. Unglücklich wie er stets blieb, war er doch eine achtunggebietende Erscheinung, und wir lesen von mehreren Specialgesandtschaften, deren Gegenstand zu sein er die Ehre hatte. Zunächst suchte ihn Abram auf — ein beliebter Agent von jüdischer Herkunft und Vater des Nonnosus, der über die Vorgänge berichtet — um sich im Allgemeinen seiner Anhänglichkeit an die römische Sache zu versichern und seinen Sohn als Geisel abzuführen. Als ein tüchtiges Werkzeug für den Krieg erkannt, wurde er dann durch einen andern Gesandten, Julianus, dem abessinischen Statthalter von Jemen empfohlen um an die Spitze eines Heeres gestellt zu werden, welches von Arabien aus in Persien einfallen sollte. Da diese Idee unausgeführt blieb oder vielmehr nach der Natur der Verhältnisse unausführbar war, kam Abram noch einmal, um ihm, dem Hoffnungs- und Heimathlosen, ein Asyl und einen Wirkungskreis im römischen Reiche zu bieten. Imruul-Kais folgte dem Rufe, indem er die verzweifelte Sache seiner Familie zwei noch übrigen Vettern hinterliess (die griechische und arabische Tradition geben übereinstimmend ihre Namen), und

trat die lange Reise nach Byzanz an. Er erreichte die Hauptstadt und erhielt die Phylarchie Palaestina, in die einst sein Vater als Feind eingebrochen war. Es ist kaum zu bezweifeln, dass er sich hier auch, wenigstens äusserlich, zum Christenthum bekannte, welches in seiner eigenen Familie nicht mehr fremd war. Auf dem Wege nach seinem neuen Bestimmungsort aber erreichte den Vielgewandten ein unzeitiger Tod. Vom Hause Akil al-murâr hören wir nichts mehr; der Rest des Stammes Kinda wanderte nach dem äussersten Süden Arabiens, nach Hadhramaut, wo sie der Islam als ein starkes und stolzes Geschlecht findet.

Das Geheimniss von Muhammeds raschen Erfolgen lag darin, dass er im hohen Grade die seiner Race eigenthümliche Gabe der Anempfindung besass und dass er im Verkehr Allen Alles war. Seine Vorstellungen von dem, was Wahrheit sei, waren so unbestimmt, dass er jede Lehre, die erbaulich klang und zuversichtlich vortragen wurde, für einen Theil dieser Wahrheit nahm und bereitwillig anerkannte. Er war, wie seine Widersacher sagten, „ganz Ohr“; wenn ihm jemand etwas erzählte, nahm er es auf: Leute, welchen wie ihm Täuschung und Verstellung zur andern Natur geworden ist, sind oft ungemein leichtgläubig. Auch hatte er eine förmliche Sucht nach Anerkennung, und um sie zu erlangen liess er sich vorübergehend zu Zugeständnissen hinreissen. So kam es, dass er fast alle religiös angelegten Zeitgenossen für den ersten Augenblick für sich einnahm, indem er ihnen ehrerbietig lauschte und auf ihre Ideen einging. Selbst im vorgerückteren Stadium seiner Lehre blieb es so; den Christen tischte er die Brosamen auf, die von der Tafel des Evangeliums ihm zugefallen waren, den Juden gegenüber schwärmte er für sein Ideal Moses, und als es ihm darauf ankam einige arabische Monotheisten in Jathrib zu gewinnen sprach er im Vorbeigehen von der Urreligion des Abraham, nahm selbst ihren Spitznamen Hanif an und begeisterte sich für ihre Askese und ihre absonderlichen Gewohnheiten. Bei näherer Bekanntschaft aber kam es dann gewöhnlich zu einem Zerwürfiss. So nachgiebig Muhammed allen Einheitsbekennern gegenüber in untergeordneten Fragen des Glaubens oder des Ceremoniells war, so unbeugsam blieb er in der Forderung, seine höhere Autorität anzuerkennen; und gerade tiefer gebildete und unabhängige Geister mussten ihm dies versagen. In seinen Augen wurden sie dann ohne Weiteres zu Heuchlern oder Abtrünnigen; es blieb ihnen, wenn sie in Muhammeds Machtsphäre lebten, nur die Wahl zwischen

scheinbarer Unterwerfung und damit unaufhörlicher Demüthigung oder dem Fluch, den zu verhängen sein Herr stets bereit war, und der sich bei den meisten in Verbannung und Elend verwirklichte: „verjagt, Fremdlinge und einsam“ beschlossen diese im Auslande ihr Leben. Leider, muss man sagen, wissen die muslimischen Berichterstatter uns von diesen Feindén ihres Glaubens fast nichts als Gutes zu erzählen: ein durch plötzliche und unverdiente Erniedrigung tief verletzter Stolz und ungezügelter Bitterkeit der Rede ist alles, was sie ihnen vorzuwerfen haben: und wie männlich haben sie ihr Schicksal — es giebt für den Araber kein härteres als die Trennung von den Stammgenossen — meistens ertragen!

Die Besten und Edelsten werden unbarmherzig in den Staub getreten, wenn sie sich dem Zuge der Zeit, wenn sie sich der Mode entgegenstemmen. Es erfüllt uns mit Wehmuth zu sehen, wie sie dahin sinken und zu Schanden werden vor der Wucht eines Menschen der, weil er sittlich und geistig ungebildet ist, nur eine Lebensaufgabe hat und überall an den sogenannten gesunden Menschenverstand und an die brutale Gewalt der That-sachen appellirt. Aber dies ist der eiserne Gang der Geschichte; und er ist Gerechtigkeit. Denn jene haben ihren Lohn dahin: sie haben ihn in sich: und sie verlassen die Existenz mit dem Bewusstsein, nicht geschadet zu haben — diese füllen die traurige Lücke in ihrem Wesen mit dem Beifall und der Vergötterung der blinden Menge aus, und aus ihren Werken schmiedet das Schicksal Ketten für die Menschheit auf alle Zeit.

Wahrhaft erschütternde Dramen sind es, welche sich unter Muhammeds Einfluss in Jathrib entrollen: die dunkelsten Tiefen des menschlichen Herzens erschliessen sich in diesen Zuckungen. Von ihren alten geschworenen Bundesgenossen, den Aus, verlassen, fielen die Juden der Blutrache der Chazradsch und dem nicht minder fürchterlichen Grolle des von ihrer taktlosen und unanständigen Polemik empfindlich verletzten Propheten gemeinschaftlich zum Opfer: die einen fielen unter dem Henkerbeil und ihre Weiber und Kinder geriethen in Sklaverei, die andern mussten Hab und Gut im Stich lassen und in die Verbannung nach Syrien ziehen.

Die von dem Propheten fanatisirte Jugend wird zu Verächtern, zu Verräthern an den eignen Vätern, ja in der Stärke ihres Glaubens schrecken sie selbst vor Mordgedanken nicht zurück: die von den Fremden verdrängten und von den Ihrigen verlassenen einstigen Gebieter des Gemeinwesens wandern aus und einzelne ergreifen

die Waffen gegen das Vaterland. Der beste Mann von Jathrib, so lange der Prophet noch nicht eingezogen war, und der vermöge der Reinheit seines Characters und seiner religiösen Ansichten eine Stütze und Zierde des neuen Glaubens hätte sein sollen, wurde durch ihn systematisch zu Grunde gerichtet. Er war freilich ein Mann des Denkens und Zweifels, eine Hamletnatur, kein Mann der That und des Entschlusses, dieser Ibn Ubajj. Aus Treue gegen seinen Stamm, der den Propheten gerufen und an ihm aus eigenem Interesse fest hielt, unterwarf er sich äusserlich. Aber sein Herz und seine Zunge waren vergiftet: so hielt er die Wunde im Gemeinwesen immer offen; in den Momenten der Entscheidung, wo er den Gegner entweder vernichten oder ihn sich verpflichten, wenn nicht versöhnen konnte, schwankte er und that keins von beiden: dadurch brachte er sich selbst allmählig um allen Einfluss und diejenigen, welche ihm aus Ehr- und Stammgefühl treu blieben, litten unter schwerem Drucke: so war sein Tod für alle eine Befreiung.

So kam es dass, ich will nicht sagen die besten Köpfe und tüchtigsten Menschen, aber doch die hervorragendsten und unabhängigesten Geister sich an der Gründung des Islam nicht theiligten und nicht theiligen konnten; dass das Werk, welches sie ausgedacht und vorbereitet hatten, ohne ihre Mitwirkung zu Stande kam

.

Halle, Druck von E. Karras.



Verzeichnis der Arbeiten.

Im Druck erschienen:

1868. Die Vulkanregionen (Harra's) von Arabien nach Jäküt (ZDMG. XXII 365—382).
1869. Das Classenbuch des Ibn Sa'd. Einleitende Untersuchungen über Authentie und Inhalt nach den handschriftlichen Ueberresten. Habilitationsschrift (13. März 1869). Leipzig. 81 SS. 8.
1869. Ursprung und Bedeutung der Tabakât, vornehmlich der des Ibn Sa'd (ZDMG. XXIII 593—614).
1875. Al-Kindî als Astrolog (Morgenländische Forschungen 261—309).
1877. A Catalogue of the Arabic Manuscripts in the Library of the India Office. London. VIII, 324 SS. 4.
1878. Ueber eine Tabarî-Handschrift (ZDMG. XXXII 581—583).
1880. Zwei arabische Papyrus (ZDMG. XXXIV 685—691).

Ferner folgende Recensionen:

In Schürer's Theologischer Literaturzeitung Jahrg. 1878, Sp. 507: Mühleisen Arnold, Islam und Bosworth Smith, Muhammed and Muhammedanism.

In der ZDMG. XXXIV, 764: Das Buch der Chosroen von Dschelaleddin Mirza.

Ausserdem eine Reihe von Recensionen im Literarischen Centralblatt vom Jahrgang 1870 ab. Der Güte des Herrn Prof. Zarncke verdanke ich die Angabe der im genannten Jahrgang erschienenen:

S. 438. Zschokke, inst. fund. ling. arab.

S. 501. Ethé, morgenländ. Studien.

S. 673. Canones Hippolyti ed. Haneberg.

Die übrigen im Einzelnen festzustellen und aufzuzählen ist nicht möglich gewesen, da er ohne Ziffer schrieb. Auch dachte der

Heimgegangene über diese Arbeiten gewis wie sein grosser Vorgänger Reiske (Selbstbiogr. S. 3).

In seinem Nachlass haben sich von zusammenhängenderen Arbeiten, deren Veröffentlichung, bezw. Benutzung in Aussicht steht oder doch sich hoffen lässt, vorgefunden:

1. Abschriften und Collationen, sowie der Anfang der Bearbeitung des auf Muhammed's Leben bezüglichen Theiles von Tabari's Ta'rich. Diese sind zunächst von dem zur Fortführung der Arbeit eingetretenen Herrn Prof. de Jong übernommen worden.
2. Ueber Tabari's Korancommentar (Abhandlung mit Auszügen aus der Kairiner Hs.). Erscheint im 4. Heft des XXXV. Bandes der ZDMG.
3. Auszüge aus Tabari's Korancommentar nach der Kairiner Hs. 36 Blätter, nur zum Theil in die obige Abhandlung aufgenommen. Beiliegend ein Blatt Notizen über den Commentar des 'Abd errazzâq.
4. Abschrift des Kitâb al-buldân nach der Londoner Hs. Br. Mus. Add. 7496 Rich, nebst Collation der Hss. India Office 617 (Hastings) und Berlin Sprenger 2; vgl. Cat. Ind. Off. p. 208 f. Fünf Hefte in kl. 4^o. — Die Ausgabe des Textes war von Loth für die zweite Serie von de Goeje's Bibliotheca Geographorum zugesagt worden, und soll nach einer Mittheilung des letzteren auf Grund des hier vorliegenden Materials später erfolgen.
5. Die Asch'âr 'Abd Banî Hashâs (Suheim), aus der Refa'ijahs. 33 abgeschrieben. 12 Blätter fol.
6. Abschrift von fol. 200—217 der Hs. Ind. Off. B 207 (Isfahâni's Commentary قدیم on Tûsi's Tajrîd), vgl. Catal. p. 106. 18 Blätter fol.
7. Collegienheft: Arabische Literaturgeschichte, die vor- und nach-islamische Poesie (gegen den Schluss summarischer) incl. des Korans umfassend. 202 Blätter 4.
8. Collegienheft über das Leben und die Lehre des Muhammed, die Anfänge des Chalifats und die Glaubenslehre des Islam. 233 SS. 4.
9. Collegienheft: Uebersicht der muhammedanischen Literatur. Th. I: Encyclopädie, Koranwissenschaften, Tradition, Recht. 257 SS. 4. Th. II: Theologie und Philosophie. 193 SS. 4. Nebst einem Paket „Materialien“.

10. Tagebücher der Reise nach Constantinopel und Aegypten; in einem derselben vulgärarabische Lieder aus Cairo.
11. Endlich hat sich in den Akten der philosophischen Facultät zu Leipzig seine Promotionsschrift „Ueber Leben und Werke des ‘Abdallah Ibn el-Mu‘tazz“ vorgefunden, welche binnen kurzem im Verlage der J. C. Hinrichs’schen Buchhandlung in Leipzig erscheinen wird.

Die Handschriften 3—9 sind durch Schenkung von Seiten des Herrn Hofraths Dr. Loth in den Besitz der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft übergegangen, in deren Bibliothek sie der öffentlichen Benutzung zugänglich bleiben sollen. Die übrigen Sammlungen und Papiere werden in gleicher Weise aufbewahrt werden, insoweit sie auch für Andere brauchbar zu sein scheinen. Die Disposition darüber ist dem Bibliothekar der D. M. G., Prof. A. Müller in Halle, überwiesen; in dessen Besitz ist auch Loth's mit reichen Nachträgen versehenes Exemplar des Freytag übergegangen, welches er sich indes bereit erklärt hat, je nach Ermessen auch anderen Fachgenossen zugänglich zu machen, und das nach seinem Tode ebenfalls der Bibliothek der D. M. G. angehören soll. Das Einzelne wird je nachdem in die Accessionslisten der Bibliothek aufgenommen und also bei diesen in der ZDMG. verzeichnet werden.









Ba 44.

ULB Halle

3

003 645 177



D.



1905-Pon. 53

Inches
Centimetres

Farbkarte #13

B.I.G.

Blue	Cyan	Green	Yellow	Red	Magenta	White	3/Color	Black
Light Blue	Light Cyan	Light Green	Light Yellow	Light Red	Light Magenta	White	Light Grey	Light Black
Dark Blue	Dark Cyan	Dark Green	Dark Yellow	Dark Red	Dark Magenta	White	Dark Grey	Dark Black

H.

E FREUNDE.

ur

